(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 245 | Freitag, den 18. Oktober | 1901

Land und Leute in Afghanistan.

Von Otto Leonhardt.

(Nachdruck verboten.)

In den despotisch regierten Ländern des Orients bedeutet ein Thronwechsel fast immer eine Umwälzung und meist auch eine kriegerische Revolution, ob sie sich nun auf die inneren Verhältnisse beschränkt oder auch äußere Verwickelungen nach sich zieht. Und das Regiment des Emirs in Kabul ist ein despotisches. Freilich kann man ihn nicht schlechthin als den unumschränkten Herrn und Gebieter von ganz Afghanistan bezeichnen. Der Name „Afghanistan" ist nur eine Sammelbezeichnung, und was wir gewöhnlich „Afghanen" nennen, das ist keine einheitliche Nation, sondern ein Konglomerat von mehreren verschiedenen Stämmen, die unter einander nicht heirathen, die, jeder für sich, seine Sondertraditionen, Sonderbräuche und -Dialekte streng festhalten. Die Afghanen im engeren Sinne sind nur die herrschende Rasse unter diesen Nationalitäten und auch das sind sie erst etwa seit 1750. Noch heut aber wahren die einzelnen Stämme auf das sorgsamste ihre Unabhängigkeit und der Emir ist in seinem Verhältnissen mit ihnen, z. B. speziell mit dem vornehmsten Stamme der Duranai's, ganz darauf angewiesen, mit den Vornehmen und Führern des Volkes im Einvernehmen zu bleiben. Dieser demokratische Zug in den Beziehungen der Stämme zu dem Oberherrscher in Kabul setzt sich aber innerhalb der Stammesverfassung selbst fort, und er ist am stärksten ausgeprägt bei dem den Osten des Landes bewohnenden Volke der Jusufzai's. Denn diese dulden nicht einmal einheimische Chane über sich, sondern es wählt jedes Dorf oder Geschlecht einen aus seiner Mitte, gewöhnlich den Reichsten und Angesehensten, zum Vorsteher. In seiner Wohnung finden dann die gemeinsamen Berathungen statt, und die Männer finden sich hier, wie in einer Ressource, zusammen, um miteinander zu plaudern und den Kaljan (die Wasserpfeife) zu rauchen.

Nichts ist für die Afghaner charakteristischer, als dieser Drang zur Unabhängigkeit. Sie sind ein freiheitliebendes Volk, stolz auf ihre persönliche und ihre Stammesfreiheit. Und sie wissen diese Freiheit zu wahren. Seit Urzeiten sind sie tapfere Krieger — und kühne Räuber. Die Flinte und das lange Afghanenmesser verläßt sie nicht, auf dem Rücken des Pferdes sind sie zu Hause. Die Afghanen haben einen ausgesprochen männlichen Nationalcharakter; sie sind einfach, offen, thatkräftig. Auch in ihrer äußeren Erscheinung spricht sich das aus. Der Afghane ist groß, schlank und kräftig; sie haben langgezogene Gesichter mit scharfen Zügen, schwarzem Bart und Haar, große, dunkle, glänzende Augen. Das ist kein verfallendes Volk und es hat mehr als einmal bewiesen, daß es seinen Mann zu stehen weiß, wenn einer seiner übermächtigen Nachbarn am Indus oder am Amu-Darja ihm zu nahe zu treten wagt.

Und dabei kommt ihnen freilich die Natur des Landes trefflich zu Hülfe. Afghanistan ist im ganzen als ein überaus wildes und unzugängliches Gebirgsland zu charakterisiren. Vom Pamir, dem „Dache der Welt", gehen, wie von einem Zentrum die gewaltigen Bergketten aus, die in mehreren Linien das ganze Land umspannen oder durchziehen. Vier Fünftel des Landes, so sagt v. Stein, sind mit Gebirgen ausgefüllt, die in den schroffsten Felsformationen auftreten, im Norden meist bewaldet, im Süden aber nackt sind, und die sich dann oft durch Querjoche und Ausläufer so verzweigen, daß sie große Hochplatteaus bilden, zwischen denen sich dann Thäler hinziehen, deren landschaftliche Schönheit oft mit ihrer Fruchtbarkeit wetteifert, die aber auch oft unfruchtbar und mit Steingeröll und Felsblöcken bedeckt sind. Von der wilden Großartigkeit der Formationen im Norden Afghanistans bekam die russische Gesandtschaft einen Begriff, die 1878 den Emir aufsuchte. Als sie nach Passirung der Wüste im Süden des gewaltigen Amu, die hier eine Art natürlichen Schutzes gegen Rußland bildet, in die Gebirge hineinkamen, da gelangten sie an ein riesiges Thor mit glatten, unter der Einwirkung der Zeit und des Flusses abgeschliffenen steinernen Thorpfosten von einigen Hundert Fuß Höhe. Die Wände von grünlich-grauer Farbe waren düster, sie machten bei ihrer Erhabenheit einen deprimirenden Eindruck. Ganz oben in unerreichbarer Höhe war ein azurblauer, schmaler Streif des Himmels zu erblicken. Später, auf der Reise von Tasch-Kurgan nach Banjam, führte sie der Weg nach dem Gebirgsthale Duab durch eine ritzenartige Schlucht, die mitunter so eng war, daß man durchaus nichts mehr vom Himmel sah; der Reiter konnte hier allein kaum durchkommen; daß zwei einander auswichen, war rein unmöglich, und selbst der einzelne Reiter berührte an manchen Stellen mit seinen Knien und Steigbügeln die Wände der Schlucht. Hätten also die Russen bei einem etwaigen Vordringen gegen Kabul die größten Schwierigkeiten zu überwinden, so haben es die Engländer nicht besser. Denn alles Land zwischen dem Indus und dem Kabul füllt das östliche Hindukusch aus und er bildet hier eine Gebirgslandschaft von großartiger, aber furchtbarer Schönheit. Joch auf Joch, Klippe auf Klippe thürmt sich über einander und starrt in wilder Nacktheit zum Himmel empor; viele Piks hüllen ihre Häupter in den blendenden Glanz des ewigen Eises und einzelne dieser Kolosse erreichen eine Höhe von mehr als 14000 und 15000 Fuß. So liegt Af-

Die große goldene Medaille für Wissenschaft,

die vom Kaiser Rudolf Virchow anläßlich seines 80. Geburtstages verliehen wurde, hat etwa den Umfang eines silbernen Fünfmarkstücks. Die Vorderseite zeigt das Relief-Brustbild des Kaisers.





In der Umschrift ist nur mit den beiden Buchstaben D. K. auf die deutsche Kaiserwürde des Verleihers hingewiesen, während der Titel „König von Preußen" voll ausgeprägt ist. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß Wilhelm II. als König von Preußen diese Auszeichnung verliehen hat. Auf der Rückseite ist die die Finsterniß durchbrechende lichtvolle Macht der Wissenschaft symbolisch dargestellt. Phoebus Apollo führt mit seinen Rossen das Tagesgestirn herauf, und vor der strahlend aufgehenden Sonne versinkt die Nacht, auf die dem Thierkreis entlehnte Sternbilder hindeuten. Bemerkt sei noch, daß außer Theodor Mommsen von den gegenwärtigen Professoren der Berliner Universität die gleiche Auszeichnung noch der Sanskritforscher Albrecht Weber, der Nationalöconom Gustav Schmoller und der Meteorologe Wilhelm von Bezold besitzen. In früheren Jahren erhielten die große goldene Medaille u. a. Anwers, Curtius, Du Bois-Reymond, Weyerstraß, Kiepert, v. Brunn-München, Haym-Halle, Sickel-Wien, Hermite-Paris, General Ferrero-Rom. Der jüngste Inhaber dieser Medaille ist Frithjof Nansen, dem sie im Jahre 1897 verliehen wurde.

Ums liebe Geld.

Von Maximilian Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

71. Fortsetzung.

Mein Helfeshelfer brachte das Gepäck anstatt in das ihm zum Schein aufgegebene Hotel de l'Europe in seine Verbrecherhöhle in einer der äußersten, schmutzigsten Vorstadtstraßen, unmittelbar am Ufer der Elbe.

Unter dem Vorgeben, er sei der Beauftragte eines Anatomen, war es ihm kurz zuvor gelungen, den Leichnam eines jungen, in Hamburg plötzlich verstorbenen Auswanderers aufzukaufen. Die blutarmen Angehörigen des Todten, die kaum genügende Mittel für die beabsichtigte Ueberfahrt nach Amerika besaßen, waren zufrieden gewesen, daß sie, anstatt die Beerdigungskosten bestreiten zu müssen, noch baares Geld auf den Tisch erhielten.

Meinem Helfershelfer fiel nun die schreckliche Arbeit zu, den Leichnam, welcher ungefähr von derselben Statur und Größe wie mein junger Reisegefährte war, mit dessen Wäsche und Kleidung zu versehen und ihn dann mit Steinen beschwert, in die Elbe zu versenken. Damit aber nach entsprechender Zeit der durch Verwesung unkenntlich Gewordene wieder an die Oberfläche des Wassers gebracht werden könnte, ward ein Strick an ihn gebunden, dessen freies Ende an einen, im dichtesten Ufergebüsch eingerammten Pflock sorgfältig befestigt und dann noch mit allerlei Gerümpel und Erde überschüttet werden sollte. Meinem Helfershelfer war für sein unheimliches Thun eine Entschädigung von 1000 Mark zugesagt worden. 400 Mark erhielt er von mir ausgehändigt, nachdem ich den mit meines „Schützlings" Kleidern versehenen Todten in seinem Schlupfwinkel besichtigt, die restlichen 600 Mark wollte ihm mein Auftraggeber anonym zusenden, sobald der verweste Leichnam nach etwa 6 Monaten gelandet und von der Polizei aufgefunden sein würde.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß Fritz' Portefeuille mit den Legitimationspapieren in die Brusttasche seines zu einem so traurigen Zweck bestimmter Cheviotanzuges sorgfältig hineingesteckt wurde. Dieses Portefeuille war ja für eine zukünftige Recognoscirung das wichtigste Fundobject.

Das Geld daraus hatte ich als willkommene Zubuße zu den mir erwachsenden, recht erheblichen Spesen an mich genommen, ebenso das in Berlin gelöste Ueberfahrtsbillet, für das mir die Dampfschifffahrtsgesellschaft den gezahlten Betrag bereitwilligst zurückvergütete.

Mein Auftraggeber hatte mir zur Bestreitung aller Unkosten 5000 Mark ausgehändigt, weitere 10 000 Mark wies er mir, wohl um sicher zu gehen, bei einem Bankhaus in Sydney an. Da er die Hoffnung hatte, auch das der Mutter meines „Schützlings" zufallende Erbe an sich zu bringen, so konnte er diese Ausgaben immerhin wagen.

Der schwierigste Theil meiner Mission bestand nun darin, meinen gegen seine Familie und seinen Freund sehr pflichtbewußten „Schützling" dazu zu bewegen, daß er mich nach Australien begleitete. Ich gab vor, meine Frau wäre mir durchgegangen, ihr Verführer hätte meinen Sohn erschossen. Kurz: Fritz erklärte sich bereit, mich nach Australien „auf die Suche nach meiner Gattin" zu begleiten. Die Briefe, mit denen er seine Angehörigen über die neue Reiseänderung verständigte, unterschlug ich selbstverständlich ebenfalls wieder.

Auf dem letzten Theil der Fahrt stellte ich mich — ich sah keinen anderen Weg zum endgiltigen Ziel — Fritz gegenüber als den vor Gram wahnsinnig Gewordenen, der an allen möglichen fixen Ideen litte. Nur dadurch glaubte ich es begreiflich machen zu können, daß ich auf einmal den festen Vorsatz kundgab, ich wollte auf australischen Goldfeldern mein Glück versuchen. Denn dorthin, in die Weltabgeschiedenheit, in die Wildniß, mußte ich mein Opfer verschleppen, wenn ich nicht wollte, daß es mir nach kurzer Zeit entfliehen sollte. Dank allen möglichen Kniffen und Manipulationen gelang mir dann mein frevles Vorhaben auch wirklich.

Auf den Goldfeldern gedachte ich Fritz durch Strapazen, Hunger und Seelenleiden zum langsamen, aber sicheren Dahinsiechen zu bringen. Gottes Wege sind wunderbar und gerecht.

Mein Opfer hat er mit mächtiger Hand geschützt, während er mich durch meinen eigenen Henkersknecht zu Boden schmetterte.

Ich kann nichts mehr thun, meine unselige That gut zu machen, als den Allmächtigen bitten, daß er den aus meinen Händen Befreiten heil in die Arme seiner Angehörigen zurückführt und ihn all' des Glückes theilhaftig werden läßt, welches er durch sein langes unverdientes Leiden und durch die Güte und Festigkeit seines Charakters verdient hat. Um ihn meinerseits ein wenig für das zu entschädigen, was ich an ihm verbrochen, ernenne ich ihn zum Universalerben meines Vermögens, das etwa 150 000 beträgt und das ich bei der Bank of England in Sydney deponirt habe.

Möge er mir vergeben, wie ich hoffe, daß Gott mit einem verführten und reuigen Sünder nicht allzu hart ins Gericht gehen wird.

Wie der Herr Oberst mit meinem Auftraggeber — er heißt Otto von Stephan — zu verfahren gedenkt, muß und will ich ganz seinem Willen überlassen. —

Ich habe Vorstehendem nichts hinzuzufügen, als daß mein Beichtiger nach einem harten Todeskampf gottgläubig entschlafen ist, und daß ich durch Krankheit verhindert war dieses Schriftstück eher aufzusetzen.

In Ergebenheit
Edward Macdonald, Pfarrer.

Der Polizeioberst, der Windelbands Beichte in einem Zuge mit immersteigendem Interesse zu Ende gelesen hate, ließ die Blätter jetzt auf den Schreibtisch sinken, stützte den grauen Kopf in die Hand und starrte ins Leere.

Dieser Stephan . . . bis zum gemeinen Verbrecher war er gesunken . . . dieser . . . dieser . . . Ah, ihm fehlte wirklich das passende Wort für so einen!

Erregt sprang der Oberst auf und durchmaß mit unruhigen Schritten sein Zimmer.

Ja, da blieb ihm wohl nichts Aderes übrig, als unverzüglich Anzeige bei der Staatsanwaltschaft zu erstatten, auf daß Stephan sofort verhaftet und der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen würde.

Fiat justitia, pereat mundus!

Aber eigentlich . . . es war doch eine Schande! . . . Dieser Mensch, der so lange den ehrenvollen Rock des Polizeioffiziers getragen hatte! Und nun sollte er, sein ehemaliger Vorgesetzter, ihn selbst dem Zuchthaus überantworten!

Es war eine Schmach für den ganzen Stand. Wenn der Mensch auch längst verabschiedet war, es wurmte ihn doch. Es hatte doch immer eine Zeit gegeben, wo der Kerl dem Corps angehört hatte, dem Corps, das so stolz war auf den lauteren Geist, der in seinen Reihen herrschte. Die Wiedersacher würden sich ins Fäustchen lachen und sagen: Natürlich, einer von denen . . . da ist ja bald mal was faul . . . Sie waren ja immer bereit, aus einem besonderen Fall Schlüsse auf die Allgemeinheit zu ziehen, die Nörgler und Wühler. Gerade als ob es einen Schutz dagegen gäbe, daß sich in die vornehmste, intacteste Gemeinschaft irgend ein minderwertiges Element einschliche. Als ob die Familie schuld wäre, als ob man den Vater verantwortlich machen könnte, wenn unter seinen Söhnen ein Entarteter aufwüchse. Haha! deswegen weil ein Baum sich als morsch und wurmzerfressen erwies, — noch dazu einer, den man längst abgehauen hatte — deswegen blieb wahrhaftig der Wald ruhig bestehen in seiner ganzen stolzen Herrlichkeit!

Und auf die Meinung derer, die wegen eines entarteten Kindes vernichtende Schlüsse ziehen wollen auf den Verfall der ganzen Familie, auf die Meinung solcher brauchte ein Mann, der wußte, wer er war, wirklich nichts zu geben.

Nein . . . er würde sich gleich einen Criminalbeamten kommen lassen und ihn mit dem Schriftstück, das die Anklage gegen Stephan enthielt, zur Staatsanwaltschaft schicken.

Nur die arme Familie des Beschuldigten that ihm leid, so sehr leid. Was in erster Linie hatte die arme Frau Emma, des alten Schulze liebenswürdige Tochter, nicht alles gelitten um ihren Gatten. Wie hatte ihr der Verkommene das Leben vergällt; fast dauernd war sie um seiner nichtswürdigen Streiche willen im Munde der Leute gewesen. Und das Schlimmste, das Allerschlimmste stand ihr nur noch bevor . . . nun sollte sie zusehen wie man den, dessen Namen sie trug, an dessen Leben sie gekettet war, mit den engsten gesellschaftlichen und gesetzlichen Banden, in Haft nahm, wie man ihn als Verbrecher aburtheilte, ihn ins Zuchthaus warf . . . Konnte man ihr denn den bitteren Rest im Leidenskelche nicht ersparen?

Wenn er hinginge zu Stephan, ihn in Kenntniß setzte von der schweren Anklage und dem Beweismaterial, das gegen ihn vorlag . . . ob wohl noch soviel Ehrlichkeit in dem Verderbten steckte, daß er seine Schuld ohne Ausflüchte eingestehen und dann zur Pistole greifen würde, um rasche Selbstjustiz an sich zu üben?

Eigentlich ein fataler Gang, den er vorhatte, er, der Vorgesetzte, zu diesem ungehorsamen, ehrvergessenen Untergebenen.

Und vertrug sich sein Vorhaben denn auch mit seiner Beamtpflicht? Da lag wohl nichts im Wege, und schließlich hatte er ja auch noch eine Pflicht als Mensch gegen den Menschen . . . und Frau Emma war es wohl werth, daß man ihr ein edelmüthiges Opfer brachte.

Der Polizeioberst machte sich fertig und trat den schweren Weg an.

Schluß folgt.

ghanistans Hauptstadt Kabul der wichtigsten britisch-indischen Grenzstationen Peschawur relativ nah „und doch so fern". Ueberaus gefährlich sind Pässe, die dorthin führen, und mehr als einmal haben sie schon englisches Blut getrunken. Der berühmteste unter ihnen ist wohl der Khaiber-Paß; der 26 (englische) Meilen lang ist und im Zickzack längst eines Bergbaches durch eine enge, von steilen Felsen eingeschlossene Schlucht führt. Der eigentliche Paß beginnt bei dem Afridi = Dorfe Kadam. Hinter diesem Dorfe verengt sich das Defilè auf 450 Fuß und wird von schroffen Felsklippen begleitet. Dann geht es zwischen lothrechten, 1500 Fuß hohen Schieferwänden durch die zwischen 40 bis 200 Fuß breite Schlucht bis zu einem gegen 2500 Fuß hohen Felskegel der die Passage beherrscht. Hinter ihm aber geht's ins Thal von Lalabeg, wo der Weg so schmal ist, daß zwei Kameele kaum einander ausweichen können.

Derart also ist der nächste Weg von Britisch-Indien nach Kabul, der Hauptstadt Afghanistans. Kabul liegt 6000 Fuß hoch in einer dreieckigen Ebene, die nach Westen hin von nackten, die Stadt beherrschenden Felskegeln abgeschlossen ist, die neben dem Durchbruche des Kabulflusses nur noch einen engen Raum für die Straße freilassen; überdies ist dieser Zugang zur Stadt noch durch eine mit Thürmen versehene Mauer vertheidigt. Hohe Häuser aus Lehmziegeln mit platten Dächern fassen enge krumme Straßen ein, und der düstere Eindruck der Stadt wird sowohl durch ihre allgemeine Unsauberkeit als auch durch ihre Eintheilung in Quartiere erhöht, die durch Mauern voneinander getrennt sind und nur durch Thore miteinander kommunizieren. Einen köstlichen Gegensatz zu dieser wenig ansprechenden Fürstenstadt bildet die Ebene im Westen von Kabul, die von einer grandiosen Gebirgsszenerie umschlossen ist und, durch zahlreiche Bäche bewässert, ein lachendes Bild üppiger Fruchtbarkeit gewährt. Herrliche Pappeln und Weiden umgeben üppige Wiesen und Getreidefelder und an den schattigen Ufern des Kabul sieht man überall befestigte Häuser vornehmer Afghanen und Dörfer liegen. Die zweite Stadt des Reiches, Kandahar, einst ein Zentrum asiatischer Kultur, ist heut nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ein großer Theil der Stadt liegt in Trümmern und Oede herrscht in den verfallenden Straßen. Immerhin ist Kandahar auch heut noch ein namhafter Handelsort; was es aber einst war, davon zeugen die in einiger Entfernung belegenen Ruinen der Alexanderstadt, die zwei (engl.) Meilen bedecken.

Ein eigenartiges Land erzeugt ein eigenartiges Volk. Dieser Satz findet bei Afghanistan seine volle Bestätigung. Denn die afghanischen Sitten und Lebensgewohnheiten weisen manche Züge auf, durch die sich die Afghanen aus den anderen Völkern ihres Kulturkreises scharf herausheben. So sind sie vielleicht das einzige mohammedanische Volk in Asien, das den Begriff der Liebe in unserem Sinne kennt. Allerdings wird auch hier für die Braut ein Kaufgeld erlegt, doch spielt die Neigung bei der Wahl oft eine Rolle. Uebrigens sind die Afghaninnen im Allgemeinen sehr schön und von zartem Bau. Die Reichen leben wohl auch in Polygamie, und wo es erst Haremsleben giebt, da findet sich auch die Intrigue ein. Da geht wohl die afghanische Schöne, während der Mann in seinem Klub raucht und plaudert, oder in der Moschee oder auf einem Raubzuge begriffen ist, in ihre Burka dicht verhüllt auf Liebesabenteuer aus. Wehe ihr aber, wenn sie auf solchen Wegen ertappt wird! Sie wird auf einem Esel reitend mit geschorenem Haupte und beschmutztem Gesicht durch den Ort geführt und der öffentlichen Schande preisgegeben.

Ein anderer merkwürdiger Zug des Volkslebens ist die relativ hohe Bildung der Afghanen. Das Volk ist durchweg begabt und intelligent zu nennen, und fast in jedem Dorfe oder Nomadenlager findet sich ein Mullah, der Unterricht in den Elementarkenntnissen giebt: im Lesen, im Schreiben, in der Kenntniß der nöthigen Gebete. So erhält ein recht erheblicher Theil der Bevölkerung dies Maaß von Bildung, und zwar nehmen daran auch die Frauen, besonders die der höheren Stände, Theil. Auch die Sprachenkenntniß der Afghanen ist insofern nicht unerheblich, als die Kenntniß des Persischen sehr weit im Lande verbreitet ist. Ueber die Abstammung des afghanischen Volkes ist lange gestritten worden. Selbst hervorragende Kenner des Landes, wie der Engländer Bellew, haben der Vermuthung zugestimmt, daß die Afghanen von den in die babylonische Gefangenschaft entführten Juden herstammten. Diese Vermuthung scheint haltlos; die Sprache der Afghanen zeigt nicht semitischen Charakter, sondern trägt ein vorzugsweise indisches Gepräge, dem allerdings viel iranische Elemente beigemischt sind. „Die Sprache der Hölle", so nannte Mohammed die Afghanensprache; und wirklich ist sie ungewöhnlich rauh und hart. So aber entspricht sie eben dem Charakter dieses kernigen Volkes, das Kraft genug in sich trägt, um selbst zwischen seinen übermächtigen Nachbarn seine Selbständigkeit noch für lange Zeiten zu bewahren und so den etwaigen Eroberungsgelüsten dieser Mächtigen selbst heilsame Zügel anzulegen.

Kunst und Wissenschaft.

— Ein Kasten mit Staatsgeheimnissen. In Rußland wird ein Kasten in Nielloarbeit aufbewahrt, der fest verlöthet ist und die Bemerkung trägt: „Erst hundert Jahre und sechs Monate nach meinem Tode zu eröffnen." Dieser Zeitpunkt muß jetzt etwa gekommen sein. Das Verlöthen des Kastens muß vor dem 12. März 1801 stattgefunden haben, aber wahrscheinlich nicht viel früher. Der Todesfall, auf den sich die Bemerkung bezog, war der des Zaren Pauls I. Die damals von ihm versiegelte Papiere sind bis jetzt so geblieben. Sie waren damals sehr wichtig und würden auch jetzt von Interesse sein. Sehr wahrscheinlich beziehen sie sich auf die Verbindung Rußlands, Preußens und Frankreichs gegen England, deren Zustandekommen Paul I. eifrig betrieb.

— Die Lebensfähigkeit eines Pestbacillus hat der amerikanische Stabsarzt Rosenau unter verschiedenen Bedingungen der Temperatur, des Lichtes, und Feuchtigkeit, des Nährbodens u. s. w. untersucht. Er meint, daß das Leben des Pestbacillus vor allem durch die Feuchtigkeit bestimmt wird. Bei Zimmertemperatur hielt sich der Keim auf leinenen, wollenen oder seidenen Geweben 60 Tage lang, wenn die Luft feucht gehalten wurde; im destillirten Wasser lebte er 96 Tage in abgestandenem Wasser 97 Tage und auf Knochenmehl, das die Feuchtigkeit stark aufsaugt, 125 Tage. Auf Käse bleibt der Pestbacillus 13 bis 17 Tage am Leben, auf Reis nur 3 Tage, auf trockenem, gesalzenem Fleisch ebenso lange, auf Orangeschaalen wächst er gar nicht, ebenso wenig auf getrockneten Feigen und Trauben. Ueberhaupt gehört der Keim der Beulenpest glücklicherweise zu den überaus empfindlichen Lebewesen, da er auch in den Fällen längerer Lebensdauer seine Giftigkeit verhältnißmäßig rasch verliert. Ein Bacillus, der länger als 62 Tage gelebt hat, ist selbst für die Mäuse nicht mehr gefährlich.

Vermischtes.

Hotelbrand in Brüssel. Im Hotel Continental in Brüssel an der Place de Brouckére entstand, vermuthlich infolge eines Fehlers an dem elektrischen Apparat für ein auf dem Hause befestigtes leuchtendes Reklameschild ein Feuer, durch welches das Obergeschoß zerstört wurde. Der Andrang der Menschenmenge war so gewaltig, daß die absperrenden Feuerwehrmannschaften die Place de Brouckére mit Gewalt räumen und Polizei und Militär blank ziehen mußten. Letzteres wurde mit Pfeifen und Zischen empfangen. Gerüchtweise verlautet, daß zahlreiche Verwundungen vorgekommen und verschiedene Personen durch Hufschläge verletzt seien. Die Menge sang die Marseillaise und die Carmagnole. Darauf wurde die Place de Brouckére durch Schranken abgesperrt und der Menge angedroht, man werde mit der Feuerspritze gegen sie vorgehen. Schließlich wurde der Platz militärisch besetzt. — Bei dem Brande stürzte eine große Leiter, welche vor der Front des Hauses aufgerichtet war, um, als sich mehrere Feuerwehrleute auf ihr befanden. Zwei der Letzteren wurden verletzt, davon einer schwer.

Zur Wiener Duellaffäre. Der Fabrikant Löwenfeld, der den Oberleutnant Soyka erschossen hat, ist aus der Schweiz, wohin er geflüchtet war, mit freiem Geleit des Justizministeriums in Wien eingetroffen, wo er sich sofort dem Untersuchungsrichter stellte. Er wurde einem langen Verhör unterzogen und bis zur Hauptverhandlung auf freiem Fuß belassen.

In Palermo tödtete eine Nonne ihren früheren Geliebten durch vier Revolverschüsse. Der junge Mann hatte das Mädchen verführt und sie dann sammt deren Kinde im Stich gelassen, worauf das Mädchen ins Kloster ging. Als sie nun hörte, daß der Vater ihres Kindes, der zuerst nach Tunis geflohen war, sich in Palermo befinde und soeben an einem Ballfeste theilnehme, ließ sie ihn herausrufen und schoß ihn nieder.

Eine seltsame Geschichte, die in ihren Einzelheiten an den wilden Westen Amerikas erinnert, wird der „Frkf. Ztg." aus München gemeldet: „In der Nacht zum Montag 1 Uhr fand der Zugführer des um diese Zeit in Station Trudering bei München eintreffenden Zuges dort Niemanden auf der Station. Er wollte nun das Stationszimmer aufsuchen, um Meldung abzustatten. Der hier schlafende, aber im Dienste befindliche Stationsaufseher, der in diesem Dienstzimmer jüngst von einem Unbekannten räuberisch überfallen worden war und deshalb der Sicherheit wegen ein Gewehr neben sich stehen hatte, erwachte, schoß in der Schlaftrunkenheit, in der er wohl einen neuen Ueberfall vermuthete gegen die Thür und traf den Zugführer mitten ins Herz.

Ende vom Liede. Mit der auch in Deutschland bekannten ehemaligen Schulreiterin Baronin v. Rhaden, die heut in größter Noth in Frankreich lebt, beschäftigt sich die „République" in einem Artikel, in welchem das Blatt das Mitleid aller Menschenfreunde für die erblindete Künstlerin wachzurufen sucht. Die Leidensgeschichte der Baronin ist ergreifend. „Es war in Nizza", schreibt die „République", „am Morgen einer Vorstellung im Circus, als die Kammerfrau der Baronin von ihrer Herrin, die sie eben aus dem Schlaf geweckt hatte, die Antwort erhielt, daß sie aufstehen würde, wenn es Tag geworden sei. Die Sonne aber überfluthete bereits das Zimmer mit ihren Strahlen. Die Baronin war plötzlich erblindet! Ein Zufall wollte es, daß die Schulreiterin gerade an dem Abend dieses Tages dem Publikum zum ersten Male einen blinden Hengst vorführen sollte. Als die Stunde der Vorstellung gekommen war, wagte die Künstlerin, deren Augen offen geblieben waren, nicht, die Augenkrankheit, von der sie befallen war, bekannt zu geben, da sie hoffte, daß das Leiden vorübergehen würde. Sie stieg zu Pferde, und unter dem Beifall eines von ihrem Wagemuth hingerissenen Publikums — das nur die Hälfte der Wahrheit kannte — war das ein Todesritt, bei welchem Weib und Roß von ewiger Nacht umgeben waren. Was kommen mußte — kam: einige Augenblicke später hob man die Baronin mit halb zerschmettertem Schädel auf; sie war gegen einen Säulenvorsprung geprallt. Vielleicht hatte sie sich auf diese Weise das Leben nehmen wollen. Sie starb aber nicht . . . Sie lebt zu ihrem Unglück noch heute und führt, erblindet, in einem Zimmerchen zu Boulogne ein Leben, das von bitterster Noth nicht weit entfernt ist. Von ihrem Vermögen hat sie nichts zu sparen verstanden. Ihre letzten Kostbarkeiten sind ins Leihhaus gewandert. Ihr Vater pflegt sie mit großer Zärtlichkeit; er sucht in jeder Weise ihre Agonie zu lindern . . . Und die Baronin ist noch nicht dreißig Jahre alt!" Die Baronin ist die Tochter eines Kaufmanns Weiß aus Breslau; ihr Gatte war ein Abenteurer, der seiner Frau das Leben in jeder Hinsicht vergällte.

Vom Büchertisch.

Reformvorschläge für den höheren Unterricht betitelt sich eine Serie Artikel, die soeben in der weitverbreiteten illustrirten Zeitschrift „Für Alle Welt" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57) ihren Anfang nimmt. Der erste derselben in Heft IV. behandelt die Umgestaltung des Mathematikunterrichts auf dem Gymnasium und enthält außerordentlich dankenswerte Anregungen, die in Eltern- und Lehrerkreisen das größte Interesse erwecken dürfen. Für spannende Unterhaltung sorgen die Romane: „Die Nibelungen" von Robert Kraft und „Verschlungene Wege" von Carola v. Eynatten. Eine prächtige Zierde des Heftes bildet die farbige Kunstbeilage: „Letzte Sonnenstrahlen" nach H. Thalmeyers gleichnamigem Gemälde.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 16. Oktober 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch roth 732—785 Gr. 145—153 Mk. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
inländ. grobkörnig 750 Gr. 131 Mk.
transito grobkörnig 720 Gr. 95 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilog.
inländisch große 635—692 Gr. 110—133 Mk.
transito kleine 609 Gr. 90 Mk. bez.

Erbsen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch weiße $142^1/_2$ Mk. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 127—135 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 3,80—4,35 Mk.
Roggen- 4,10—4,55 Mk.

Rohzucker. Tendenz: stetiger. Rendement 88° Transitpreis franco Neufahrwasser $7,37^1/_2$—$7,32^1/_2$ Mk. incl. Sack bez., 7,35 Mk. incl. Sack Geld.

Der Börsen-Vorstand.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 16. Oktober 1901.

Alter Winterweizen 160—165 Mk.
neuer Sommerweizen 146—158 Mk.
abfall. blausp. Qualität unter Notiz, feinste über Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 136—144 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 116—122 Mk.
gute Brauwaare 122—128 Mk. feinste über Notiz.

Futtererbsen 130—140 Mk.

Kocherbsen nom. 180 Mark.

Hafer 120—126 Mk.,

Der Vorstand der Producten-Börse.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.